
Zweisprachiger Unterricht

Chancengleichheit für Migrantenkinder

Sind bilinguale Unterrichtsmodelle eine Erfolg versprechende Option zur Verbesserung der Bildungschancen von Migrantenkindern? Zur Klärung dieser Frage wurden Evaluationsstudien daraufhin ausgewertet, ob Schüler in solchen Programmen besser im Zweitspracherwerb und in ihren Schulleistungen gefördert werden als im einsprachigen Unterricht. Im Ergebnis werden weder die Befürchtungen der Kritiker noch die Hoffnungen der Befürworter bilingualer Erziehung bestätigt.

Sind bilinguale Schulen und Unterrichtsmodelle ein Rezept, um dem Leben in einer pluralen Gesellschaft besser gerecht zu werden? Verlieren wir Potenziale, wenn die Schule die Muttersprache hier aufwachsender Kinder von Zuwanderern nicht fördert und damit auch nicht als wichtige gesellschaftliche Ressource anerkennt? Haben die Einwanderer ein Recht darauf, ihre Kultur und Sprache auch im Schulunterricht wiederzufinden? Oder aber stellt Unterricht in Migrantensprachen einen überholten Luxus dar, der die Zeichen der Zeit – „Deutsch lernen!“ – verkennt? Lassen sich Unterstützung und Erhalt der Sprachkompetenzen von Einwanderern und das Streben nach gleichen Bildungschancen vereinbaren, oder stehen sie im Widerspruch zueinander?

Politisch wie wissenschaftlich werden diese Fragen kontrovers diskutiert. Dabei betrifft der Dissens vor allem die Beschulung von Kindern

aus Zuwandererfamilien, während bilinguale Schulen etwa mit Englisch als Partnersprache unumstritten und vor allem für einheimische Kinder aus der Mittelschicht und aus binationalen Beziehungen begehrt sind.

Ziel eines Berichts der „Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration“ (AKI) am WZB war es, vorhandene Evaluationsstudien zu solchen bilingualen Programmen für Migrantenkinder mit einem methodenkritischen Fokus im Hinblick darauf auszuwerten, welche Effekte diese Unterrichtsformen auf den Zweitspracherwerb und die allgemeinen Schulleistungen haben. Wie unterschiedlich die Einschätzungen in der Forschung und die Erfahrungen in Deutschland, den U.S.A., den Niederlanden und Schweden sind, zeigte sich bei einem von der Arbeitsstelle organisierten Workshop über „The Effectiveness of Bilingual School Programs for Immigrant Children“ im November 2004.

Ausgangspunkt der Studie war die Prämisse, dass gute Deutschkenntnisse für Kinder aus Migrantenfamilien eine unabdingbare Voraussetzung erfolgreicher Bildungskarrieren sind. Viele dieser Kinder wachsen mehrsprachig auf und sind zum Zeitpunkt der Einschulung in unterschiedlichem Maße bilingual. Haben Schulanfängerinnen und Schulanfänger noch kein muttersprachliches Niveau im Deutschen



Janina Söhn [Foto: David Ausserhofer]

Janina Söhn, geboren 1972 in München, Studium der Soziologie in Berlin und New York, seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration (AKI), wo sie sich insbesondere mit Bildungs- und Arbeitsmarktintegration von Zuwanderern beschäftigt.

erreicht, besteht ohne gezielte Förderung das Risiko, dass sich dieses anfängliche Defizit über die gesamte Schulkarriere hinweg negativ auswirkt. Bei den in der PISA-Studie untersuchten 15-Jährigen hatten Jugendliche, in deren Familien eine andere Sprache als Deutsch gesprochen wurde, geringere Chancen, gute Testresultate zu erreichen.

Eine Reihe von Fördermethoden hat zum Ziel, die bestehende Bildungsbenachteiligung dieser Schülergruppe zu reduzieren und ihre Potenziale besser auszuschöpfen. Zweisprachige Erziehung, also eine Alphabetisierung und Fachunterricht in Erst- und Zweitsprache, ist hierbei eine teils emphatisch empfohlene, aber zugleich auch umstrittene Option. Die zentrale Frage der wissenschaftlichen Kontroverse ist, ob der zusätzliche Unterricht in der Muttersprache für den Zweitspracherwerb und die schulischen Leistungen in dieser Zweitsprache schädlich oder förderlich ist.

Erstsprache als Basis

Die gegensätzlichen Positionen beruhen auf unterschiedlichen Grundannahmen: Befürworter zweisprachiger Bildung – in der Bundesrepublik sind das etwa die Erziehungswissenschaftler Ingrid Gogolin, Hans Reich und Hans-Joachim Roth – knüpfen vor allem an die Argumente des kanadischen Linguisten Jim Cummins an. Ihm zufolge hat es einen positiven Einfluss auf die kognitive Entwicklung, wenn ein Kind in der Erstsprache ein bestimmtes Niveau erreicht hat, d.h. vor allem alphabetisiert ist, bevor es in einer anderen Sprache Lesen und Schreiben lernt (Schwellenhypothese).

Sprachliche Kompetenzen können zudem von der einen Sprache auf die andere übertragen werden (Interdependenz-Hypothese), vorausgesetzt, die Kinder sind motiviert und haben die Gelegenheit, die Zweitsprache zu lernen und anzuwenden. Das wichtigste Gegenargument – beim Workshop prominent vertreten durch Christine Rossell – ist die „Time on task“-Hypothese, wonach die schulischen Leistungen in der Zweitsprache umso besser sind, je länger diese Sprache gelernt und in dieser Sprache unterrichtet wird. Der Unterricht (in) der Herkunftssprache gehe auf Kosten des Erlernens der Landessprache und damit der Schulleistungen insgesamt.

Um die wissenschaftliche Evidenz zu diesen Hypothesen und Gegenhypothesen angemessen beurteilen zu können, wurden im Bericht der Arbeitsstelle Evaluationsstudien zu bilingualen Unterrichtsmodellen und Metaanalysen ausgewertet – wobei diese mehrheitlich aus dem U.S.-amerikanischen Kontext stammen. Die für die AKI-Forschungsbilanz herangezogenen Studien mussten vor allem zwei Fragen beantworten können: Wie schnitt eine vergleichbare Schülergruppe (Kontrollgruppe) derselben Herkunftssprache ab, die nur monolingual in der Landessprache unterrichtet wurde? Wurde durch das Untersuchungsdesign und multivariate statistische Analysen überprüft, ob ein möglicher Vorsprung der monolingual oder der bilingual unterrichteten Gruppe auf die originäre Wirkung der Unterrichtssprachen zurückzuführen ist oder mit einflussreichen Merkmalen der Schüler (wie Sprachkenntnisse zu Beginn der Schullaufbahn oder Schichtzugehörigkeit) oder des schulischen Kontexts (kleinere Klassen oder bessere Qualifikationen der Lehrkräfte) zusammenhängt?

Über die Situation in Deutschland weiß die Forschung noch sehr wenig. Zunächst gibt es hierzulande ohnehin nicht viele bilinguale Grundschulen, bei denen eine typische Migrantensprache eine Partnersprache neben dem Deutschen ist. Die seltenen wissenschaftlichen Begleitungen hierzu entsprechen aber von ihrem Design her nicht den beiden oben genannten Kriterien und können daher zur Klärung der Frage, ob eine bilinguale Erziehung überlegen ist, wenig beitragen. (Der Schwerpunkt liegt meist auf dem Vergleich der Sprachentwicklung mit den gemeinsam unterrichteten deutschen Muttersprachlern.) Auch der in den einzelnen Bundesländern in unterschiedlicher Form angebotene muttersprachliche (Ergänzungs-)Unterricht – eine sehr „abgespeckte“ und meist unter pädagogisch unzureichenden Rahmenbedingungen erteilte Form bilingualer Erziehung – wurde bisher nicht evaluiert.

Politischer Streit in den U.S.A.

In den U.S.A. sind dagegen für die spanischsprachige Minderheit bilinguale Programme relativ verbreitet – vor allem so genannte transitorische Modelle, in denen die Grundschülerinnen und -schüler zunächst im Spanischen alphabetisiert werden und nach ein bis zwei Jahren bei ausreichenden Englischkenntnissen in Regelklassen überwiesen werden („early exit transitional bilingual education“). In den „evaluierungsfreudigen“ Vereinigten Staaten liegen Ergebnisse der empirischen Forschung über diese pädagogische Praxis vor, die in dem erbitterten politischen Streit über bilinguale Erziehung sowohl Gegnern als auch Befürwortern Argumentationsstoff geboten haben.

Allerdings reduzierte sich in zwei neueren Metaanalysen (von Jay Greene 1998 bzw. von Robert Slavin und Alan Cheung 2005) die Studienflut auf lediglich ein gutes Dutzend, das den methodischen Mindeststandards quasi-experimenteller Forschung genügt. Ein Teil dieser Studien wies bei eigener Durchsicht jedoch

immer noch methodische Schwächen auf und untersuchte teils kaum vergleichbare Untersuchungspopulationen. Die Autoren der Metaanalysen bewegen sich auf dünnem Eis, wenn sie mehr oder minder deutlich für bilinguale Unterrichtung plädieren.

Zwei viel zitierte Originalstudien veranschaulichen Möglichkeiten und Grenzen der Aussagekraft bisheriger empirischer Forschung zur bilingualen Schulpraxis. Eine der größten und bekanntesten Evaluationsstudien von David Ramirez u. a. (1991) liefert in dem methodisch überzeugenden Teil den Nachweis, dass zumindest die untersuchte Variante von transitorischen bilingualen Programmen Kindern bis zur dritten Klasse nicht mehr Unterstützung bietet als monolingualer Unterricht. Allerdings wurde dieses Patt im Vergleich zu einem einsprachigen Förderunterricht festgestellt, der den Spracherwerb durch systematisches Lehren von Englisch als Zweitsprache unterstützt, und nicht zu der so genannten „Sink or swim“-Alternative des reinen monolingualen Regelunterrichts.

Als Argument zugunsten eines bilingualen Unterrichts werden weitere Analysen von Ramirez und Kollegen herangezogen, in denen sie unterschiedliche bilinguale Programmvarianten verglichen, bei denen die Kinder jeweils erst nach der sechsten Jahrgangsstufe in englischsprachige Klassen kamen („late exit transitional bilingual education“). Zwar schnitten in diesen Modelltypen die Schüler und Schülerinnen in den Klassen mit dem höchsten Anteil an Unterrichtszeit in ihrer Erstsprache in Mathematik am besten ab. Daraus eine Überlegenheit bilingualer Erziehung abzuleiten, ist jedoch nicht statthaft. Denn ein methodisch akzeptabler Vergleich dieser Modelle mit den anderen ein- und zweisprachigen Unterrichtsmodellen ist auf der vorliegenden Datenbasis nicht möglich.

Die Arbeiten des amerikanischen Forscherteams Wayne Thomas und Virginia Collier werden international und auch in Deutschland als wichtige Belege für die Vorteile zweisprachiger Ansätze zitiert. Allerdings haben Sekundäranalysen gezeigt, dass die dort behaupteten Zusammenhänge nicht systematisch nachgewiesen sind.

Teilweise bleibt die empirische Vorgehensweise undurchschaubar, oft fehlt eine nur englischsprachig unterrichtete Vergleichsgruppe, oder der Vergleich bleibt methodisch unsystematisch und verzerrt. Diese Forschung stützt also die Argumente zugunsten des zweisprachigen Unterrichts nicht.

Lässt sich aus den verlässlicheren Studien dennoch ein Resümee ziehen? In den untersuch-

ten methodisch besseren Studien gibt es keine Anzeichen dafür, dass sich eine bilinguale Unterrichtsform negativ auf die schulischen Leistungen in der Zweitsprache auswirkt. Es scheint also nicht zu stimmen, dass weniger Unterrichtszeit in der Zweitsprache automatisch zu schlechteren Leistungen führt. Allerdings liegen auch keine eindeutigen Ergebnisse vor, dass bilinguale Unterrichtung im Vergleich zur monolingualen eine förderliche Wirkung hat. Je nach Unterrichtsmodell und weiteren Kontextmerkmalen variiert der Effekt zwischen neutral und teilweise signifikant positiv.

Zweisprachigkeit schadet nicht

Dabei evaluierten die vorliegenden Studien vorwiegend solche Praktiken, bei denen die Kinder parallel in der Erst- (Spanisch) und der Zweitsprache (Englisch) alphabetisiert wurden. Weder die Thesen der Kritiker noch die der Befürworter bilingualer Erziehung für Migrantenkinder konnten also bestätigt werden. Aus diesem (vorläufigen) Resultat „Neutralität“ lassen sich dennoch Schlussfolgerungen ableiten.

Interpretiert man die vorliegende Evidenz vorsichtig dahingehend, dass bilinguale Erziehung den Kindern aus Minderheitensprachen „nicht schadet“, so bleibt ihre Leistung, dass diese Schülerinnen und Schüler auch in ihrer Muttersprache lesen und schreiben lernen. Niederländischer Forschung zufolge führen transitorische „Early exit“-Modelle, die die anfängliche Alphabetisierung in der Erstsprache eher als Mittel zum effektiveren Erlernen der Zweitsprache betrachten, nicht zu einer kompetenten Bilingualität. Die Entwicklung der Erstsprache stagniert nach Beendigung des muttersprachlichen Unterrichts. „Starke“ bilinguale Modelle, die bis in die oberen Jahrgangsstufen an der Weiterentwicklung der Kompetenzen in der Erstsprache arbeiten, sind hier vielversprechender. Und erst eine so geförderte kompetente Zweisprachigkeit wird vermutlich von individuell beruflichem und gesamtwirtschaftlichem Nutzen sein.

Die uneinheitlichen Forschungsergebnisse zeigen, dass bilingualer Unterricht nicht als ein Allheilmittel auch für schlechtere, familiär bedingte Lernausgangslagen etwa aufgrund eines bildungsfernen Elternhauses anzusehen ist. Gleichzeitig haben Spracherhebungen in Hamburg und Essen deutlich gemacht, wie viele unterschiedliche Sprachen Grundschüler in ihren Familien sprechen, wie sprachlich heterogen durchschnittliche Schulklassen also sein können.

Angesichts dieser Vielfalt kann ohnehin nicht nur auf zweisprachige Unterrichtsmodelle gesetzt werden, um die Bildungschancen von

Summary

Bilingual Education

This article investigates the question whether bilingual education is likely to enhance equal opportunities for immigrant children in school. Do such programs provide more support than monolingual classes with regard to children's academic achievement and acquisition of a second language? In order to answer this question, evaluation studies were scrutinized for reliable evidence. In sum, results neither confirm the views of the opponents of bilingual education nor those of its supporters.

Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration (AKI)

Im Mittelpunkt der Tätigkeit der Arbeitsstelle steht die Erarbeitung von Forschungsbilanzen zu zentralen Problemen im Bereich der Integration von Einwanderern und der interkulturellen Konflikte. Die Arbeitsstelle will so zur Weiterentwicklung der Forschung beitragen und durch gut begründete Bewertungen des vorliegenden Wissens und vorhandener Handlungsoptionen Grundlagen für politisches Handeln bieten.

Hintergrund der Einrichtung der Arbeitsstelle ist die Überzeugung, dass in der Forschung ein breites Spektrum theoretischer Modelle und empirischer Befunde vorliegt, die der deutschen Gesellschaft helfen können, mit den aus Migration und ethnischer Pluralität hervorgehenden Herausforderungen umzugehen. Dieses Potenzial wird jedoch noch nicht umfassend ausgeschöpft. Anliegen der AKI ist es, zur Behebung dieses Defizits beizutragen, indem Kooperation und Kommunikation zwischen Wissenschaftlern, politischen Akteuren und der breiteren Öffentlichkeit gefördert werden. Die Arbeitsstelle möchte daneben den interdisziplinären Dialog fördern und zu einer stärkeren Profilierung des Forschungsfelds Migration – Integration – Konflikte beitragen.

Die AKI wurde 2003 am WZB eingerichtet. Sie wird für zunächst drei Jahre aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung finanziert. Eine Steuerungsgruppe und ein Beirat, in den nationale und internationale Expertinnen und Experten aus den Bereichen Medien, Politik und Wissenschaft berufen wurden, begleiten und unterstützen die Tätigkeit der Arbeitsstelle.

Migrantenkindern zu verbessern. Fördermaßnahmen wie etwa die vermehrte Ausbildung und Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen für Deutsch als Zweitsprache, die Umsetzung von entsprechenden Lehrplänen, „Teamteaching“ oder die Verkleinerung von Klassen mit Schülern mit potenziell höherem Förderbedarf


stellen interessante Alternativen dar. Allerdings werden auch sie in den Bundesländern – wenn überhaupt – bisher mit sehr unterschiedlichem Tempo umgesetzt.

Eine zukünftige systematische Evaluation miteinander konkurrierender deutsch- und zweisprachiger Förderprogramme müsste wissenschaftlich fundiert die Frage beantworten, wie sich die Potenziale bestimmter Schüler am besten erschließen lassen. Welchen pädagogischen Zielen und Maßnahmen Priorität eingeräumt und was finanziert wird, ist dann eine politische Entscheidung.

Janina Söhn
Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration

Weiterführende Literatur:

Janina Söhn, Zweisprachiger Schulunterricht für Migrantenkinder – Ergebnisse der Evaluationsforschung zu seinen Auswirkungen auf Zweitspracherwerb und Schulerfolg, AKI-Forschungsbilanz 2005 [www.aki.wz-berlin.de]

 AKI (Hg.), The Effectiveness of Bilingual School Programs for Immigrant Children; mit Beiträgen von R. Slavin/A. Cheung, Chr. Rossell, G. Driessen, M. Axelsson, H. Reich und I. Gogolin, 172 S. (WZB-Bestellnummer SP IV 2005-601)